

Journalistik – eine Instanz des Journalismus

Nach 30 Jahren im Amt eines Universitätsprofessors für Journalistik wurde Ulrich Pätzold Ende des Sommersemesters 2008 in Dortmund emeritiert. Seit 1978 hatte er mit Kurt Koszyk, Gerd G. Kopper, Siegfried Weischenberg, Claus Eurich und Krauke Höbermann, später dann mit Udo Branahl, Jürgen Heinrich, Günther Rager und Horst Pöttker das Dortmunder Modell einer hochschulgebundenen Journalistenausbildung entwickelt. Der nachfolgende Text war die Grundlage seiner Abschiedsvorlesung am 5. Dezember 2008 von der TU Dortmund, mit der er seine Erfahrungen und die daraus resultierende Positionierung der Journalistik umrissen hatte.

1. Vorbemerkung

Die folgenden Ausführungen sind keine Bilanzierung meiner Arbeiten in Dortmund. Sie sind dennoch nicht frei von Personen. Sie stehen in einem Zusammenhang mit einem atemberaubenden Personalaustausch im Dortmunder Institut. Kurt Koszyk, Jürgen Heinrich und Gerd G. Kopper haben das Institut bereits verlassen. In nicht langer Zeit werden mir Günther Rager und Horst Pöttker folgen. Wir befinden uns mitten in einem Generationenwechsel der Dortmunder Journalistik. Da liegt es nahe, darüber nachzudenken, was aus der zurückliegenden Arbeit in eine Zukunft der Journalistik führen kann, die dem Anspruch folgt, eine Instanz für den Journalismus zu werden.

Im Laufe der letzten 30 Jahre gab es schon bessere Zeiten für die Journalistik an Universitäten. Ihre institutionelle Eigenständigkeit wurde nicht zuletzt auch aus den Reihen der uns verwandten Hochschulfächer häufig in Frage gestellt, weil nicht klar genug geworden sei, dass die beruflichen Bezüge der Journalistik eine eigene Einheit der Forschung und Lehre begründen. Den Rückzug mancher Journalistikvertreter an den Universitäten in die allgemeinen Kommunikationswissenschaften haben wir in Dortmund nicht mit gemacht. Für manche erscheinen wir nun als zurückgeblieben. Ihr freundschaftlicher Rat ist dann, uns in die richtige Verortung der Journalistik einzureihen, in die Fachhochschulen zu gehen.

Die Dortmunder Perspektive ist anders. Die Institution Journalistik an der TU Dortmund hat eine starke Legitimation. Um sie geht es mir. Sie nehme ich in Anspruch, wenn ich über die Geltung unserer Wissenschaft für die Entwicklung des Journalismus nachdenke und über die Interaktion von Wissenschaft und Praxis Aussagen mache, mit denen ich die Wirksamkeit eines solchen Geltungsanspruches behaupte. Meine Perspektive für die Entwicklungslinien unseres Faches will ich in folgenden Abschnitten deutlich machen: Zunächst beschäftige ich mich mit der institutionellen Verfassung der Journalistik. Sodann trage ich einige Überlegungen vor, warum die theoretische Arbeit über das Selbstverständnis der Journalistik so wichtig ist. Aus unseren Dortmunder Erfahrungen sind die Potenziale zu beachten, die in dem innovativen Lerntyp unserer Lehrredaktionen enthalten sind. Schließlich werde ich meine These begründen, nach der das berufliche journalistische Erfahrungswissen in der Journalistik eine elementare Rolle für die Journalismusforschung spielen muss.

2. Die Journalistik als Hochschuldisziplin

Die Journalistik wurde Mitte der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts an den Universitäten Dortmund und München mit dem Anspruch gegründet, durch die „Integration von Theorie und Praxis“ einen Rahmen für die hochschulgebundene Journalistenausbildung zu schaffen. Damals gab es keine genaue Vorstellung darüber, was die Journalistik als Wissenschaft präge, warum die neuen Hochschuleinrichtungen den Namen Journalistik tragen sollten. Im Vordergrund standen die Gewissheiten, dass Wissenschaften, wissenschaftliches Arbeiten und Denken verantwortungsbewusstes journalistisches Handeln fördern würden. Man stellte sich eine integrierende Wissenschaft mit dem Kern der empirischen Kommunikationswissenschaft vor, die aber ihre anregenden Impulse aus vielen weiteren Wissenschaften erhalten sollte. Deshalb hielt man in Nordrhein-Westfalen vor allem Gesamthochschulen für besonders geeignet, eine solche neue Einrichtung aufzubauen. Dortmund wurde als Standort ausgesucht – damals noch als Gesamthochschule konzipiert (Minister für Wissenschaft und Forschung des Landes NRW 1974). Im Vordergrund der Planung stand eindeutig die Ausbildung mit ihrem Curriculum, das wissenschaftliche Studien mit einer praktischen Lernphase in den Redaktionen verband. Nur ansatzweise wurde für die Journalistik ein eige-

nes Forschungsprofil eingefordert. Der damalige Wissenschaftsminister Johannes Rau wollte – parallel zum Dortmunder Modellversuch - einen Forschungsauftrag „Struktur und Entwicklung des Tätigkeitsfeldes Journalismus und Kommunikation“ vergeben. Zur Vergabe dieser Studie ist es aber nie gekommen.

1977 hatte ich mich um die Hochschullehrerstelle mit dem Schwerpunkt „Journalistische Vermittlungen“ im Rahmen des Dortmunder Modells der Journalistik beworben. Selbstbewusst hatte ich mich vor allem mit Erfahrungen beworben, die wir mit Harry Pross an der Spitze mit dem Aufbau von Praxislaboren am Institut für Publizistik der FU Berlin gemacht hatten. Natürlich war ich auch durch meine Dissertation über die Journalistenausbildung präpariert. Für mein Gespräch hatte ich Immanuel Kants „Kritik der praktischen Vernunft“ und einen Aufsatz von Kurt Koszyk in meinem Gepäck. Der Aufsatz von Kurt Koszyk war überschrieben: „Professionalisierung durch Wissenschaft. Journalistenausbildung zwischen Berufung und Beruf“ (Koszyk 1974). Mit diesen beiden Gewährsschriften bemühte ich mich um eine Antwort, was für eine Hochschuldisziplin die Journalistik sei.

Die Axiome im Gebrauch einer Aufklärung und Freiheit fördernden Vernunft waren eigentlich unstrittig, auch im Selbstverständnis der Journalisten. Insofern war meine Haltung „lieber Kant als Marx“ bestenfalls zeitgeschichtlich von Bedeutung. Schwieriger war es bereits mit der Feststellung, Journalismus sei weniger das Resultat von Berufung als die Summe von Berufen. Fast aussichtslos war es damals, den Kern des Journalismus zu definieren, um ihn zum Kern einer neuen Wissenschaft zu machen, deren Bezeichnung Journalistik eher Stirnfalten assoziativer Bedenken erzeugten, weil bis dato lediglich eine Einrichtung an der Karl-Marx-Universität Leipzig diesen Namen führte und als „Das Rote Kloster“ verschrien war – so der Romantitel (Klump 1978).

Meine damaligen Überlegungen, mit denen ich mich bewarb, klingen heute einfach, fast naiv. Ich bin aber inzwischen mehr denn je überzeugt, dass sie auch für die weitere Entwicklung unseres Faches tragen. Meine erste Feststellung lautete: Nicht Tatsache oder Fiktion, nicht Subjektivität oder Objektivität, nicht Information oder Unterhaltung seien die Kernprobleme der Journalistik, sondern die Nachricht, das Nachrichtliche – in welcher Gestalt auch immer – seien der Kern unserer Wissenschaft. Erst Siegfried Weischenberg hat neuerdings die jour-

nalistische Nachricht wieder als den entscheidenden Code der Journalistik bezeichnet (Weischenberg 2008:731).

Eine zweite Feststellung war, dass die Journalistik eine empirische Wissenschaft sei, die sich zu eigenen Theorien entwickeln müsse. Ohne Empirie ist unsere Wissenschaft nichts. Sie hätte keine Autorität für ihre Behauptungen, hätte keine Perspektiven, die Bedeutung von Strukturen und Systemen für den Journalismus zu verstehen, wäre außerstande, Kategorien in gemessener Weise zu dimensionieren. Aber ebenso falsch wäre es, ohne Maßstäbe, ohne Vorstellung dessen, was journalistisch sein soll oder sein kann, darauf zu vertrauen, dass empirisches Wissen ausreicht, um guten Journalismus hervorzubringen. Eingebunden in den permanenten Reflexionsprozess, was geschieht im Journalismus, was machen Journalisten, war für mich die Empirie schon damals eine Prämisse für das Entstehen eines akademischen Eigenlebens unseres Faches. Theorie und Empirie können in der Journalistik immer nur zusammen gedacht werden.

Meine dritte Feststellung war die für mich folgenreichste. Sie lautete: In der hochschulgebundenen Journalistenausbildung müssen wir eine mehrdimensionierte Vorstellung von journalistischer Praxis entwickeln. Sicher hatten wir in Dortmund als epochalen Meilenstein von Anfang an das integrierte Volontariat. Diese Lernerfahrung der ungeschminkten Berufswirklichkeit als Ausbildungselement im Hochschulstudium ist durch nichts zu ersetzen. Ich bin sicher, es hat uns in Dortmund von Anfang an diszipliniert, über unsere Arbeit im Institut berufsnäher nachzudenken als das in der allgemeinen Kommunikationswissenschaft der Fall sein muss. Praxis ist für uns aber nicht nur Erfahrung und in empirischen Kategorien Beobachtetes. Damals habe ich die Journalistik als eine Projektwissenschaft bezeichnet, die sich eigene Labore schaffen muss, um experimentell die Veränderungspotenziale im Journalismus zu erforschen. Auf diese Weise kann eine journalistische Praxis erprobt werden, die gleichermaßen berufstypische Lernerfahrungen vermittelt wie forschungsrelevante Szenarien einer experimentell-empirischen Journalistik aufbaut. Mit den Lehrredaktionen haben wir die Grundsteine für eine derartige Praxis gelegt.

Meine Rückerinnerungen an die Bewerbung vor 30 Jahren in Dortmund verbinden sich gut mit meiner Überzeugung heute: Die Journalistik ist eine akademische

Hochschuldisziplin und muss ihren Platz in der Universität behaupten. Gestartet mit dem Ziel, endlich eine durch Wissenschaften geprägte Journalistenausbildung zu erreichen, war bereits unserem Gründungsvater Kurt Koszyk bewusst, dass die Journalistik als neue Hochschuldisziplin ein eigenes Forschungsprofil hervorbringen würde. In dem erwähnten Aufsatz hatte Kurt Koszyk den journalistischen Beruf als terra incognita der Forschung in den Mittelpunkt gerückt. Journalismusforschung – der Begriff war damals noch nicht geläufig – werde die Formalisierung der Berufsausbildung verbessern. Deshalb sei die Universität der geeignete Raum für die Journalistenausbildung. Geradezu prophetisch Probleme journalistischer Berufslaufbahnen beschwörend, wie wir sie heute allzu gut kennen, schrieb Koszyk: „Verzichten wir auf eine formalisierte Berufsausbildung, so besteht die Gefahr der Proletarisierung, die das Schicksal des Handwerkers beim Übergang zum ungelerten Industriearbeiters war“ (Koszyk 1974) Journalismus ist weit mehr als Handwerk. Wissen, Autonomie, Engagement und Verantwortungsbewusstsein sind nach Koszyk die journalistischen Qualifikationsziele, die Kooperation von Theorie und Praxis ihre instrumentelle Grundlage. Das hat für uns eine Generation lang gegolten, und das wird weiter gelten.

Formalisierung der Berufsausbildung umschreibe ich mit meinem Verständnis der Journalistik als Instanz für den Journalismus. Die Journalistik ist eine eigenständige Instanz für die Qualität des Journalismus durch Qualifikation. Insofern ist das Dortmunder Modell von seinem Anspruch her auch immer Modell für die zahlreichen Neugründungen an Hochschulen, vornehmlich an Fachhochschulen gewesen. Hier wäre sicher eine kritische Bilanz unserer Dortmunder Erfolgsgeschichte zu ziehen, in der nicht zuletzt die Frage zu beantworten ist, warum die Journalistik eine starke Verankerung gerade auch in forschungsorientierten Universitäten behalten muss. Studiengänge, die alle „berufsqualifizierende Abschlüsse“ für Tätigkeiten in den und für die Medien versprechen, gibt es inzwischen mehr als sinnvoll ist. In Deutschland zählen wir mittlerweile über 50 solcher BA-Angebote. Für die meisten ist der Bolognaprozess eine enorme Aufwertung. Durch ihn wurden curriculare Formate geschaffen, die nach einer groben Übersicht zumindest in den BA-Phasen eine weitgehende Austauschbarkeit signalisieren. Eine BA-Journalistik an Universitäten gibt es zurzeit nur noch in Dortmund und in Eichstätt.

Quantitativ hat sich die Journalismusausbildung in die Fachhochschulen verschoben. Im Einzelnen ist das nach den Bolognavorgaben nachzuvollziehen und durchaus logisch. Ich halte diese Entwicklung dennoch für gefährlich, wenn sie nicht durch starke Universitätsinstitute flankiert wird. Zu leicht kann sich an Fachhochschulen die wissenschaftliche Substanz der Journalistik verflüchtigen. Die Ressourcen der meisten FH-Einrichtungen sind ausgesprochen schwach, kaum geeignet, die Einheit von Forschung und Lehre zu gewährleisten und somit die Instanz Wissenschaft gegenüber der Praxis zu stärken. Hinzukommt die Atomisierung der Berufsziele. Statt Berufszugänge aus der Analyse der Qualitätsprobleme in der Medienproduktion zu präzisieren, wird Theorie und Empirie reduziert, um allein die vorgefundene Praxis als erlernbares Handwerk zum Zweck aller Mittel zu glorifizieren. In solchen Anpassungen tritt Bewusstsein auf der Stelle. Die Instanz Qualität durch Qualifikation wird für die Nützlichkeit geopfert.

3. Theorie als Legitimation einer Instanz

Anspruch einer Wissenschaft ist es, Maßstäbe für die berufliche Praxis zu setzen. Das ist primär kein ethisches Problem. Eine Wissenschaft ist nicht ethischer als die ihr zugeordnete Berufspraxis. Für die Journalistik ist Qualität eine elementare Kategorie. Darauf hat als einer der ersten Günther Rager hingewiesen (Rager 1994). Sie muss in einem Theorieverständnis verankert sein, das die Journalistik mit dem Journalismus verbindet. Das gilt, seitdem wir von der Integration von Theorie und Praxis sprechen. Für dieses Theorieverständnis ist künftig mehr Energie aufzubringen als bisher.

Wolfgang R. Langenbucher hat jüngst auf einen Tatbestand hingewiesen, der ein Indiz für den Mangel unserer theoretischen Arbeiten ist. Es gebe, so Langenbucher, bei der Fülle praxisbezogener Hand- und Lehrbücher in unserem Fach kein Handbuch „Politischer Journalismus“ (Langenbucher 2007). Wissenschaftliche Fehlanzeige also gerade dort, wo die Konzeption journalistischen Handelns am deutlichsten kritisch zu ermitteln ist. Zu den spannenden Arbeiten, die als Dissertationen aus unserem Institut hervor gegangen sind, gehören Carsten Brosdas Versuche, Maßstäbe für eine deliberative Öffentlichkeit zu setzen. Brodda leitet

aus solchen Maßstäben das Prinzip der beruflichen Verantwortung für einen diskursiven Journalismus ab (Bosda 2008).

Es ist zu wünschen, die von Brosda aufgezeigte Denkhaltung möge die Entwicklung der Journalistik und speziell des Dortmunder Instituts weiter prägen. Sie ist nicht abgehoben von den bisherigen Theorievorstellungen der Journalistik in Dortmund (Eurich 2002). Sie reicht aber weiter, indem die Implikationen der Theorie – Praxis – Modelle auf die Handlungsoptionen von Journalisten in sich verändernden medialen Umwelten offen gelegt werden. Zu diesen Implikationen:

Eine Maßstab setzende Begründung des Journalismus ist aus der Kategorie Öffentlichkeit nicht möglich. Die Systemtheorie hat zwar die Eigenständigkeit des Journalismus im Sinne der öffentlichen Relevanz anerkannt, beschränkt aber die Eigenständigkeit ausschließlich auf die Vermittlungsleistungen. Niklas Luhmann hat darauf hingewiesen, dass die Rationalität innerhalb der Eigenständigkeit Journalismus von außen nicht beeinflusst werden kann (Luhmann 1996). Die Logik einer solchen Rationalität kann letztlich nur lauten: Öffentlich erfolgreich oder nicht erfolgreich. Auch das Modell einer deliberativen Öffentlichkeit bietet keinen Maßstab für journalistisches Handeln. Qualität lässt sich nach diesem Modell ausschließlich an den Wirkungen der Medienprodukte erkennen. Doch gerade die Medienwirkung ist eine der komplexesten Kategorien unserer Wissenschaft. Achim Baum hatte gemeint, die Qualität des Journalismus sei die Vermittlung von Informationen zwischen den politisch-administrativen Einrichtungen und den aktiven Gruppen einer Gesellschaft unterhalb dieser Einrichtungen (Baum 1994). Ein Maßstab für das journalistische Handeln kann aber auch aus einem solchen ideal gedachten Modell einer Zivilgesellschaft nicht abgeleitet werden.

Möglich erscheint der weiterführende Ansatz für eine um Theorie bemühte Journalistik aus dem gesellschaftstheoretisch wie demokratietheoretisch begründetem Konzept des kommunikativen Handelns, das Jürgen Habermas entwickelt hat (Habermas 1995). Zu prüfen ist, ob die bei ihm erörterten Grundmuster der Kommunikation als Kerne des journalistischen Handelns verifiziert werden können. Diesen Weg hat Carsten Brosda eingeschlagen und hat dabei eine zweite Implikation für die Überlegungen einbezogen:

Journalistisches Handeln ist nicht denkbar ohne Berücksichtigung der Rahmenbedingungen der Medien, in denen es stattfindet. Ökonomisch wird der Journalismus durch Gewinnerwartungen gesteuert, nicht aber primär durch politische oder gesellschaftliche Bedürfnisse. Mit Horst Röper habe ich nunmehr 25 Jahre lang empirisch diese Implikation in zahlreichen Studien darzustellen versucht. Mit unserem FORMATT-Institut haben wir nur wenig bewegen können. Aber sicher ist Horst Röper und das FORMATT-Institut für die Evidenz dieser Implikation eine weit geachtete und wissenschaftlich anerkannte Autorität geworden. Die tatsächliche Bedeutung der medialen Räume für den Journalismus bewirken seine Entgrenzungen und seine Vermachtung. Zumindest eine Maßstab setzende Dimension für den Journalismus kann aus diesem Ansatz gewonnen werden: Pluralität muss gesichert bleiben, Pluralität ist ein wesentliches Merkmal der Qualität des Journalismus in der Gesellschaft.

Es liegt deshalb nahe, neben den wirtschaftlichen Rahmenbedingungen der Medien auf ihre Stellung im Rechtssystem hinzuweisen, wie das mit größter Präzision Udo Branahl getan hat (Branahl 2006). In der Tat sind den Normen und Gesetzen zuzueigen, dass sie von einer Vorstellung journalistischer Leistungen ausgehen, mit der eine gute Berufsausübung möglich ist. Qualität – so die Grundlage der Normen – ist ein existenzielles Gut für die Öffentlichkeit. Größtmögliche Sorgfalt der Recherche, größtmögliche Wahrhaftigkeit der Informationen, größtmögliche Vielfalt der perspektivischen Wahrnehmungen des Geschehens und größtmögliche Beachtung des Wohls aller Menschen sind normative Imperative an Journalisten, die universell gelten unabhängig davon, wie sie Journalisten täglich widerlegen oder wie sie mit ihnen umgehen. Normen, so könnte man glauben, müssen mit der Zeit die Qualität des Journalismus fördern wie der Wunsch nach Gesundheit stetig die Qualität der Medizin gefördert hat. Dem ist aber offensichtlich nicht so. Normen sind von außen an den Journalismus gesetzte Forderungen und können die Qualitätsentwicklung in den ökonomisch bestimmten Medien nicht nachhaltig determinieren. Die Theorie der Journalistik bleibt unzureichend, solange sie ihren Gegenstand ausschließlich aus den Perspektiven seiner Implikationen betrachtet.

Habermas ist einen anderen Weg gegangen. Er geht davon aus, dass Kommunikation, dass Verständigung Geltungsansprüche enthalten, die Vertrauen aufbau-

en. Wenn im Austausch von Informationen das Vertrauen zusammen bricht, bricht auch Kommunikation zusammen. Ohne den Geltungsanspruch, wahrhaftig zu sein, etwas Richtiges mitteilen zu wollen, kommt keine Interaktion zustande. So kontrovers Kommunikation auch verlaufen mag, so unabdingbar bleibt die wechselseitige Unterstellung, dass Verständigung angestrebt wird (Habermas 1995, 171ff). Hier hat Carsten Brosda angesetzt. Er sieht für das Funktionieren des Journalismus die gleiche Voraussetzung. Der Journalismus ist demnach eine Vermittlungsinstanz, durch die eine ausdifferenzierte Gesellschaft zusammen gehalten wird wie eine Familie, wie Freundschaften durch das Gespräch. Achim Baum hatte bereits den Modus des journalistischen Handelns als das Bestreben charakterisiert, Verständigung mit dem Zielpublikum oder der allgemeinen Öffentlichkeit zu erreichen und aufrecht zu erhalten (Baum 1994, 395).

Folgt man dieser funktionalistischen Prämisse einer Theoriebildung, wird es leichter, über die Maßstab setzende Instanz der Journalistik Klarheit zu gewinnen. Verständigung ist gebunden an inhaltliche und formale Potenziale in den interaktiven Austauschprozessen. Die Kerne dieser Potenziale sind zu erforschen. Ihre Kenntnis erlaubt es dann der Journalistik, mit klareren Aussagen über die journalistische Qualität in die Diskurse zu gehen. Ansätze, die diesem Ziel auf der Spur waren, können hier nicht referiert werden. Hinzuweisen ist beispielsweise auf das Journalismuskonzept von Otto Groth. Auch mein akademischer Lehrer Harry Pross hatte mit seinem anthropologischen Kommunikationsbegriff bestimmte journalistische Handlungsoptionen im Auge. Das Fazit wäre, dass es in unserer Disziplin zahlreiche Ansätze gibt, die auf eine beachtliche Kompatibilität der Journalismusforschung mit der Theorie des kommunikativen Handelns von Jürgen Habermas hinweisen.

Carsten Brosda leitet aus seinen theoretischen Ansätzen die Eigenständigkeit der Mediendiskurse als journalistische Produktion ab. Merkmale der Mediendiskurse sind deshalb der Rahmen für die Qualitätsmaßstäbe. Journalismus bündelt die Informationen aus den Zentren politischer, wirtschaftlicher und gesellschaftlicher Macht. Soweit ist Journalismus ein systemischer Teil der konstitutionellen Gesellschaft. Aber im Hinblick auf Öffentlichkeit ist Journalismus mehr. Durch ihn werden Ereignisse und Zusammenhänge auch jenseits der konstitutionellen Semantiken für die Verständigung erschlossen. Insofern ist der Journalismus eine dy-

namische Voraussetzung für die demokratische Gestaltbarkeit der Lebensverhältnisse in einer Gesellschaft sowie des Zusammenlebens unterschiedlicher Gesellschaften. Diesem diskurstheoretischen Verständnis folgend können Qualitätsprobleme im Journalismus nun endlich in den Mittelpunkt der Debatten über den Beruf von Journalisten rücken (Pöttker 2008).

4. Praxis als Erprobung der Instanz der Journalistik

Praxis ist der Prüfstein aller theoretischen Bemühungen und wesentlicher Bestandteil der wissenschaftlichen Journalistenausbildung. In Dortmund haben wir mit dem integrierten Volontariat und mit den Lehrredaktionen für diesen Prüfstein vorbildliche Lernfelder geschaffen. Über das Volontariat haben wir inzwischen gefestigte Formen der Zusammenarbeit mit vielen Redaktionen aufgebaut. Wir spüren durchaus den lange ersehnten Rückenwind aus der Praxis und haben somit die Chance, ein anerkannter Teil der journalistischen Kultur in Deutschland zu werden.

Mit den Lehrredaktionen adaptieren wir wesentliche Arbeitsabläufe und Berufsrollen der journalistischen Praxis jenseits der Möglichkeiten des Volontariats. Lehrredaktionen erweitern aber auch die empirische Praxis in den Medien. Lehrredaktionen sind mit ihren Produktionen ein Paradigma, mit dem das gesamte wissenschaftliche Spektrum der Journalistik in praktische Anwendungen überführt wird. In solchen Anwendungen wird die Instanz der Journalistik für den Journalismus explorativ erfahrbar. Dafür gelten folgende Prämissen:

- Lehrredaktionen fassen den gesamten Prozess der Organisation, der Produktion, der Publikation und der Rezeption zusammen. Sie stellen sich in ihren einzelnen Bestandteilen sowie in ihren Zusammenhängen der Theorie und den ihr folgenden empirischen Analysen.
- Lehrredaktionen fördern das Verstehen von journalistischen Berufsrollen, indem sie das Arbeiten in redaktionellen Entscheidungs- und Funktionsabläufe in den Mittelpunkt rücken. Sie üben die Übernahme von Verantwortung ein.
- Lehrredaktionen gruppieren sich um die periodischen Publikationen eines Mediums und müssen überprüfbar beantworten, welche Qualitäten gelten

sollen. Sie sind an Maßstäben gebundene Lern- und Arbeitsverfahren, die zu Kritik und Selbstkritik anleiten. Im Kern bleiben sie wissenschaftliche Lernformen mit der Chance, Alternativen zu geltenden Routinen zu erproben.

- Lehrredaktionen entwickeln sich aus den beiden Polen der Journalistik. Ihr publizistischer Kern ist die journalistische Nachricht. Ihr wissenschaftlicher Weg ist die Überprüfung theoretischer Aussagen und behaupteter Zielsetzungen. In diesem Zusammenspiel von Theorie und Empirie entstehen die innovativen Potenziale für die Praxis.

Die Lehrredaktionen enthalten Potenziale für die Forschung, die bisher nicht ausreichend genutzt worden sind. Große Möglichkeiten, praktische Projektarbeit mit Forschung zu verbinden, ergeben sich in Dortmund in dem anstehenden Projekt eines Fernseh-Lernsenders, das von der Landesanstalt für Medien (LfM) Nordrhein-Westfalen auf den Weg gebracht worden ist. Schon der Antrag des Instituts unter der Federführung von Frank Lobigs hat den Wert eines Journalistik-Dokuments (TU Dortmund 2008). Das Konzept geht weit über die Stärkung einer monomedialen Lehrredaktion hinaus. Es berücksichtigt vor allem auch die veränderten Vermittlungsformen und Rezeptionsgewohnheiten angesichts der universellen Bedeutung des Internet. Die Forschungsperspektive ist klar und umfassend: Die Zukunft des Fernsehens ist ohne das Internet nicht zu denken. Aber auch umgekehrt gilt, dass die Zukunft des Internet durch die Entwicklung von AV-Applikationen geprägt sein wird. Konvergenz heißt der neue Schlüsselbegriff in der Journalistik. Das innovative multimediale Newsdeskmodell kann in der Tat für die Medienentwicklung eine herausragende Rolle spielen. Dem Institut ist zu wünschen, dass es so schnell wie möglich in der Folge des LfM-Projekts einen weit über Dortmund ausstrahlenden Masterstudiengang AV-Journalismus aufbaut.

Mit den erweiterten Perspektiven der Lehrredaktionen, wie sie durch die LfM- und WAZ-Drittmittel möglich geworden sind, wird die Journalistik als Instanz für den Journalismus auch als Forschungseinrichtung an Profil gewinnen. Vor allem gegenüber dem Fernseh- und AV-Journalismus ist die Journalistik weit zurück geblieben. Traditionell hat der Zeitungsjournalismus die breiteste Grundlage in unserer Wissenschaft. Empirische und experimentelle Forschun-

gen sind aber dringend erforderlich, um der Bedeutung der Bilder, der visualisierten Aussagegestaltung in journalistischen Produktionen auf die Spur zu kommen. Neben der Grundlagenforschung sind vor allem Praxisprojekte für die Forschung besonders geeignet, weil in ihnen die Format- und Programm-entwicklung in einer digitalisierten Medienwelt im Vordergrund stehen.

Die intermedialen Verknüpfungen, für die das Internet steht, werden die Zukunft des Journalismus bestimmen. Es bricht deshalb auch eine neue Ära für die Journalistik an. In ihr stehen die Konvergenzen des Journalismus im Mittelpunkt. Mit Experimenten, Empirie und Theorie müssen für diese Entwicklung Maßstäbe gesetzt werden.

5. Journalistik – Anforderungen an eine Instanz

Merkwürdig indifferent ist unsere Wissenschaft geblieben, wenn es um den Begriff Professionalität geht. Zwar ist das frühere Berufsbild, wonach vor allem Begabung den journalistischen Beruf bestimme, lange Zeit und erfolgreich kritisiert worden. Aber insgesamt hat die Wissenschaft wenig dazu beigetragen, das Rollenverständnis im Journalismus und die beruflichen Aufgaben von Journalisten zu klären. Das aber ist bitter nötig, weil von solchen Klärungen auch abhängt, mit welchen Zielen Journalisten ihre Arbeit machen, welche Verpflichtungen und Selbstverpflichtungen einzugehen sie ihrem Beruf schulden. Es ist die Aufgabe der Journalistik, die wesentlichen Merkmale des beruflichen Handelns und des beruflichen Selbstverständnisses empirisch gesichert zueinander in Beziehung zu setzen.

Es war für mich eine spannende Zeit, als ich Mitte der 90er Jahre aktiv an der Neufassung des DJV-Berufsbildes mitgearbeitet habe (DJV 1996). Der Begriff der Begabung als Voraussetzung für den journalistischen Beruf wurde damals ersatzlos aus dem Berufsbild gestrichen. Stattdessen wurden vier Anforderungen für die Berufsausübung festgeschrieben:

- Fähigkeiten wie logisches und analytisches Denken, Bereitschaft zur Zusammenarbeit, der Umgang mit Konflikt und Kritik;

- Umfassende Allgemeinbildung und Bereitschaft, sich in das Sachwissen für entsprechende Themengebiete einzuarbeiten;
- Eine strukturierte Berufsausbildung im Fachwissen und in der Vermittlungskompetenz, wozu neben der Beherrschung der Recherche und der Darstellungsformen auch die Kenntnisse medienrechtlicher Grundlagen und der Wettbewerbsformen der Medien gehören;
- Ständige Weiterbildung.

Doch angesichts der digitalen Medienwelt ist das Berufsbild schon wieder überholt. Jetzt zeigt sich, die Arbeit an einem möglichst realistischen Berufsbild kann weder von den Praktikern allein noch von den Wissenschaftlern allein geleistet werden. Sie ist vielmehr gebunden an einen kooperativen Diskurs zwischen Wissenschaft und Praxis, sollte Ausdruck einer tatsächlichen Integration von Theorie und Praxis sein. Die Wissenschaft als Institution ist künftig mehr gefragt. Allerdings setzt das bei uns Wissenschaftlern die Erfahrung voraus, welchen Beruf Journalisten ausüben und welche Vorstellungen sie von ihrem Beruf haben. Erst auf dieser Grundlage wird die Wissenschaft erfolgreich dialogfähig sein.

In der Geschichte des Journalismus hat sich aufgrund unterschiedlicher kultureller Prägungen beispielsweise in den USA ein anderes journalistisches Rollenverständnis ausgebildet als in den kontinentalen europäischen Ländern. Als Kind der Aufklärung ist Journalismus bei uns vor allem als eine individuelle, die freie Persönlichkeit auszeichnende Tätigkeit verstanden worden. Journalisten nehmen das Recht zur freien Meinungsäußerung wahr, das gleichsam als Naturrecht jedem Menschen zusteht (Wilke 1983). Gegen staatliche Zensur hat diese individuelle Perspektive des Journalismus gerade in Deutschland besonders lange eine bevorzugte Bedeutung für das Selbstverständnis von Journalisten behalten. Es gipfelte in der Vorstellung von der „Vierten Gewalt“, die neben der Legislative, der Exekutive und der Judikative entstanden sei (Löffler 1969).

In den USA wurde diese Vorstellung schon sehr viel früher als bei uns relativiert. In den USA war von Anfang an der funktionale Aspekt wichtiger, wonach der Journalismus vorrangig der Orientierung des einzelnen und der gesellschaftlichen Gruppen diene. Die Medien in den USA haben sich bereits im 19. Jahrhundert fast vollständig von (partei)politischen Bindungen gelöst. Sie waren erfolgreich,

sofern sie möglichst verlässliche Informationen und spannende Geschichten aus dem Zeitgeschehen für ein möglichst breites Publikum aufbereiteten. Die Kommerzialisierung der Medien war umso nachhaltiger, je besser Journalisten diese Leistungen zustande brachten (Schudson 1978). Kommentare waren zwar nicht ausgeschlossen, aber es gab die strikte Trennung zwischen Nachrichten und Kommentar. Deshalb ist in den USA die Redaktion, der Editor, das Herzstück des Journalismus gewesen, nicht die publizistische Persönlichkeit oder der Kommentator.

Publikumsnähe statt politische Bindung, journalistische Dienstleistung statt Gesinnungspresse, Konkurrenz um Auflage und Reichweite statt Tendenzschutz und Privilegien, soziale Funktionen der öffentlichen Kommunikation statt Kampf um Meinungen haben in den USA früher als in Europa die Professionalität des Journalismus gefördert. Zu dieser Professionalität gehört das Bewusstsein der Journalisten, den wirtschaftlichen Zielen der Medienunternehmen verpflichtet zu sein und mit dem Beruf ordentlich Geld zu verdienen. Die Bindung zwischen Medium und Journalismus hat in den USA schon früh eine enge Wechselbeziehung zwischen Journalismus und Wissenschaft gefördert. Ihr Kern ist ein effektives, meistens hochschulgebundenes Ausbildungssystem geworden. Der zeitliche Vorsprung dieser Wechselbeziehung beträgt gegenüber Europa ungefähr ein ganzes Jahrhundert und hat dazu beigetragen, die gesellschaftlichen Dienstleistungen des Journalismus in einem mächtigen Wirtschaftssystem zu etablieren (Briggs/Burke 2002).

Journalismus als Beruf in wirtschaftenden Medienunternehmen ist natürlich auch die Realität in Europa. Journalisten sind in erster Linie ganz normale Arbeitnehmer. In der Medienpolitik ist immer wieder diskutiert worden, wie sich Pluralität, Wettbewerb und Unabhängigkeit mit den wirtschaftlichen Gesetzen der Konzentration, der Expansion und der Differenzierung vertragen. Die Auswirkungen der Ökonomie auf den Journalismus werden überwiegend kritisch eingeschätzt. Die Eigenständigkeit der Redaktionen ist allerdings weder vom Gesetzgeber noch von den Gerichten je eindeutig geklärt worden. Ein entsprechender Entwurf eines Bundespresserechtsrahmengesetzes war bereits kurz nach der Gründung der Bundesrepublik Deutschland endgültig gescheitert. Das Eigentümerrecht an den Medien wird in Deutschland sogar noch durch den Tendenzschutzparagrafen des

Betriebsverfassungsgesetzes überhöht, wonach die sonst geltenden Arbeitnehmerrechte im Falle der Medien eingeschränkt bleiben. Als Arbeitnehmer sind Journalisten kaum geschützt, sich gegen Einschränkungen durchzusetzen, die durch Auswirkungen des Werbemarktes oder durch enge mediale Verzahnung mit der PR verbunden sind.

Es liegt außerhalb der Aufgabe der Journalistik, diese Realität des Journalismus zu verändern. Journalistik als Instanz muss aber den Anspruch stellen, dass möglichst allen Journalisten diese Probleme des journalistischen Berufs bewusst sind. Der jüngste Befund von Siegfried Weischenberg e.a. in ihrem Report über Journalisten muss bedenklich stimmen. 67 Prozent der Journalisten in Deutschland sind vollständig zufrieden mit der redaktionellen Linie ihres Medienbetriebs. Das sind 7 Prozent mehr als noch in der Vorgängerstudie 1993 ((Weischenberg e.a. 2006, 91). Wolfgang Donsbach und Thomas E. Patterson hatten in ihrer Vergleichsstudie über Journalisten in fünf Ländern ebenfalls einen für Deutschland alarmierenden Tatbestand herausgefunden. In keinem anderen Land liegen die Werte für die Einschätzung so hoch, schreiben und senden zu können, was man für richtig hält. In keinem anderen Land wurde so selten von Journalisten eine Intervention von Vorgesetzten aus wirtschaftlichen Gründen beklagt (Donsbach/Patterson 2004). Die große persönliche Freiheit und Unabhängigkeit scheint in Deutschland immer noch mehr als in anderen Ländern im Zentrum des beruflichen Selbstverständnisses zu stehen.

Ein weiterer Blick in die USA, in der die Verbindung von Journalismus und Wissenschaft bereits eine so lange Tradition hat: Dort fallen im journalistischen Berufssystem Merkmale auf, die wir in dieser Ausprägung in Europa nicht kennen. Horst Pöttker hat immer wieder auf die hohe Verbindlichkeit berufsethischer Normen und ihrer Einhaltung hingewiesen. Diese Normen sind auch wesentliche Grundlagen des journalistischen Bildungssystems (Pöttker 2005). Susanne Fengler hat empirisch nachgewiesen, dass in den USA nicht nur das berufskritische Bewusstsein ausgeprägter sein dürfte als bei uns, sondern dass auch Formen der Selbstbeobachtung und der Selbstkritik zu den gängigen Publikationsformaten im Journalismus gehören (Fengler 2003). Wissenschaft und Forschung haben in den USA dazu geführt, dass mehr formalisierte und fundierte Regeln im Journalismus verbindlich gelten. Als professionelle Richtlinien sichern sie die Pro-

duktion von Medieninhalten ab. Insgesamt haben sie zur Professionalisierung des Journalismus beigetragen und ein leistungsstarkes Ausbildungssystem ermöglicht.

In den letzten Jahren habe ich verstärkt die These vertreten, dass die Journalistik als berufsbezogene Wissenschaft anders als die allgemeinen Kommunikationswissenschaften die beruflichen Erfahrungen aus dem Journalismus benötigt. Ich habe daraus den Schluss gezogen, dass auch das wissenschaftliche Personal in der Journalistik den konkreten journalistischen Beruf kennen sollte (Pätzold 2008). Dabei habe ich Beobachtungen von Michael Haller aufgegriffen, die er in dem Bild von den zwei Kulturen – hier Journalismus, dort Wissenschaft – geformt hat (Haller 2000). Die zwei Kulturen gründen nach Haller in unterschiedlichen Referenzsystemen, in denen die jeweiligen Teilnehmer ihre beruflichen Perspektiven aushandeln. Maßstab für Journalisten sind in erster Linie Journalisten, während Wissenschaftler mit Wissenschaftlern über die Relevanz ihrer Themen und Methoden kommunizieren. Von einer gemeinsamen Kultur des Diskurses sind Wissenschaft und Journalismus noch weit entfernt. Max Webers 1919 veröffentlichte Studie „Politik als Beruf“ (Weber 1988) ist weder im Journalismus noch in unserer Wissenschaft je angekommen.

Die Trennung der Wissenschaft von der beruflichen Praxis ist im Falle der Kommunikationswissenschaft nicht problematisch. Sie gewinnt ihre Erkenntnisse durch ihre Positionierung außerhalb der Systeme und Gegenstände, die sie beobachtet. Insofern ist die Kommunikationswissenschaft der Soziologie und der Psychologie gefolgt, von denen sie auch einen guten Teil ihrer Methoden übernommen hat. Erfahrungswissen der Kommunikationswissenschaft bleibt somit wissenschaftliches Wissen, das zunächst einmal nur im Rahmen der Außenbeobachtung gilt. Konstruktion und Rekonstruktion sind ihre theoretischen Rahmenbegriffe, worauf Manfred Rühl sehr deutlich hingewiesen hat (Rühl 1993).

Von den jüngeren Kollegen hat vor allem Bernhard Pörksen das erkenntnistheoretische Problem einer Theorie und Praxis integrierenden Wissenschaft behandelt und nach den praktischen Folgen gefragt. Als Ergebnis mahnt er die Didaktik der Journalistik als ihr besonderes Profil an (Pörksen 2006). Unsere Rolle als Beobachter in der Journalistik setzt die Erfahrung mit dem voraus, was wir beobach-

ten. Wir haben uns mehr als bisher mit den Fragen zu beschäftigen, welche Bedeutung berufliche Erfahrungen für die Relevanz der Journalistik haben und wie berufliche Erfahrungen die wissenschaftliche Arbeit bestimmen sollen. Diese Fragen können von der Kommunikationswissenschaft nicht beantwortet werden. Hier trennen sich die Wege der Kommunikationswissenschaft und der Journalistik.

Die Journalistik ist eine berufsbezogene Wissenschaft. Das bedeutet, berufliche Erfahrungen gehören zu ihrem Kern. Die Wechselbeziehung zwischen Beruf und Wissenschaft teilt die Journalistik mit so altherwürdigen Fakultäten wie Rechtswissenschaft und Medizin, aber auch mit den uns an der TU Dortmund so nahe stehenden Ingenieurwissenschaften. Alle diese Fächer setzen berufliche Systeme voraus, für die ausgebildet zu sein auch Voraussetzung für eine wissenschaftliche Karriere ist. Ebenso sind wissenschaftliche Einrichtungen grundständige Ausbildungsstätten für die entsprechenden Berufsfelder. Auch sonst bleiben die Interaktionen zwischen Wissenschaft und den Berufsangehörigen sehr eng. Medizinprofessoren bereichern die klinische Praxis. Auf dem Deutschen Richtertag haben Rechtsgelehrte Autorität, weil sie die berufliche Rechtspraxis kennen. Ingenieurwissenschaftler greifen Probleme auf, die ihnen die Praxis stellt, und ihre Lösungen sind willkommen, sobald sie sich als praxistauglich erweisen. Allgemein sind Qualität und Standards in der Entwicklung der entsprechenden Berufsfelder eng an die Interaktionen mit den ihnen verbundenen Wissenschaften geknüpft. „Auf der Höhe der Zeit“ zu sein, bedeutet im Beruf vor allem auch die Kenntnisnahme wissenschaftlicher Entwicklungen. Die Qualität der Wissenschaften wird von vielen Berufsausübenden daran gemessen, wie sie Probleme der beruflichen Praxis identifizieren, zu ihren Lösungen beitragen und ihre Erkenntnisse vermitteln.

Von einer solchen Interaktivität mit dem Berufsfeld Journalismus ist die Journalistik noch weit entfernt. Eine Instanz für den Journalismus muss sie erst noch werden. Ob und wie sie es werden kann, hängt auch davon ab, welchen Stellenwert wir in der Journalistik dem Begriff Erfahrung zumessen. Sicher ist die wissenschaftliche Dimension dieses Begriffs immer das Ergebnis methodisch erschlossenen Wissens. Ohne Empirie ist auch die Journalistik nichts, zumindest keine Wissenschaft. Empirie erzieht aber auch zu der Einsicht, dass wissenschaft-

liches Erfahrungswissen immer endlich ist. Alternativen sind möglich. Insofern bildet Wissenschaft, auch Journalisten.

Eine berufsbezogene wissenschaftliche Ausbildung für den Journalismus erzeugt eine Haltung der Begrenzung und Relativität von Wissen einerseits und die Bereitschaft andererseits, Leistungen der Wissenschaft als Ergebnis methodischer Arbeit der Empirie im beruflichen Handeln zu berücksichtigen. In diesem Sinne verstehe ich meinen Begriff der Instanz. Nirgendwo anders als in den Hochschulen, den Institutionen der Wissenschaften kann Journalismus kritisch mit sich selbst konfrontiert werden. Durch Wissenschaft werden Variablen der journalistischen Routineabläufe offensichtlich, kann komplexes berufliches Wissen in seinen Bedeutungsdimensionen diskutiert werden. Praxis wird also in der Wissenschaft typisiert, um Gegenstand der Wissenschaft sein zu können. Das kann das Volontariat allein nicht leisten. Das können aber auch nicht andere Wissenschaften für den Journalismus leisten.

Die heuristische Dimension der Journalistik bleibt aus meiner Sicht ein wesentliches Problem, dem sie sich in Zukunft verstärkt stellen muss: Woher kommen die relevanten Themen für die Forschung, wie können Bedeutung und Wertigkeit von Problemen des Journalismus festgestellt werden? Ich kann nur die Empfehlung geben, die Kultur der Interaktion mit den Journalisten zu stärken. Zu fördern sind alle institutionellen und individuellen Austauschverfahren zwischen Journalistik und Journalismus. Durch sie wird ein anderes Modell des Erfahrungswissens für die Journalistik erschlossen. Eine solche Kultur der Interaktion setzt Professionalität im Beruf sowohl im Journalismus als auch in der Journalistik voraus. Sie entfaltet sich in der gegenseitigen Akzeptanz.

Die Journalistik ist aus sich heraus keine Instanz der Ethik oder des einzig richtigen Journalismus. Erst in der Entwicklung der Interaktion mit dem Journalismus werden ihre Optimierungs- und Veränderungspotenziale für den Beruf deutlich – und im besten Fall zwingend. Erst in der Interaktion werden die relevanten Probleme getestet und können methodisch die angemessenen Untersuchungsdesigns entworfen werden. Test und Innovation sind dann neue Schlüsselbegriffe der Journalistik, mit denen sie als Instanz für den Journalismus Profil gewinnen wird. Noch einmal einen Blick auf die uns verwandten berufsbezogenen Ingenieurwis-

senschaften: In der dichten Interaktion zwischen Wissenschaft und Praxis rückt in den Mittelpunkt der wissenschaftlichen Arbeit ein methodischer Standard, den man im weiten Sinne des Wortes als Experiment bezeichnen kann. Die Journalistik ist – davon bin ich überzeugt – anders als die Kommunikationswissenschaft vor allem auch eine experimentelle Wissenschaft.

Literatur

Baum, Achim (1994): Journalistisches Handeln. Eine Kritik der Journalismusforschung. Opladen

Branahl, Udo (2006): Medienrecht. Lehrbuch. 5. vollständig überarbeitete Auflage. Wiesbaden

Briggs, Asa/Burke, Peter (2002): A Social History of the Media. Cambridge

Brosda, Carsten (2008): Diskursiver Journalismus. Journalistisches Handeln zwischen kommunikativer Vernunft und mediensystemischen Zwang. Wiesbaden

Donsbach, Wolfgang/Patterson, Thomas E. (2004): Political News Journalists: Partisanship, Professionalism, and Political Roles in five Countries. In: Esser, F./Pfetsch, B. (Hrsg.): Comparing Political Communication. Cambridge e.a., 251 - 270

TU Dortmund (2008): Qualifizierung als Programm – Programm durch Qualifizierung. Bewerbung als Projektträger und Programmveranstalter an die LfM NRW. Federführung: Prof. Dr. Frank Lobigs. Dezember 2008

Eurich, Claus (Hrsg.) (2002): Gesellschaftstheorie und Mediensystem. Interdisziplinäre Zugänge zur Beziehung von Medium, Journalismus und Gesellschaft. Münster e.a.

Fengler, Susanne (2003): Holding the News Media Accountable. A Study of Media Reporters and Media Critics in the United States. In: Journalism Quarterly 80. Jg., 818 - 832

Habermas, Jürgen (1995): Theorie des kommunikativen Handelns. 2 Bde. Frankfurt a.M.

Habermas, Jürgen (1995): Vorstudien und Ergänzungen zur Theorie des kommunikativen Handelns. Frankfurt a.M.

Haller, Michael (2000): Die zwei Kulturen. Journalismustheorie und journalistische Praxis. In: Löffelholz, M. (Hrsg.): Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch. Wiesbaden, 101 – 122

- Klump, Brigitte (1978): Das Rote Kloster. Hamburg
- Koszyk, Kurt (1974): Professionalisierung durch Wissenschaft. Journalismusausbildung zwischen Berufung und Beruf. In: Beilage – Das Parlament 15.6.1974
- Langenbucher, Wolfgang R. (2004): Politik – Medien – Journalismus. In: Krause, B./Fretwurst, B./Vogelgesang, J. (Hrsg.): Fortschritte der politischen Kommunikationsforschung. Wiesbaden, 75 – 108
- Link, Jürgen (2006): Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. Göttingen
- Löffler, Martin (1969): Presserechts-Kommentar. 2 Bde. München
- Luhmann, Niklas (1996): Die Realität der Massenmedien. Opladen
- Ministerium für Wissenschaft und Forschung NRW (1974): Bericht zur Journalistenaus- und -fortbildung im Lande Nordrhein-Westfalen. Düsseldorf
- Pätzold, Ulrich (2008): Die Kluft der Kulturen. Über die Paradoxie, dass eine Wissenschaft ihren Gegenstand nicht kennt. In: Pörksen, B./Loosen, W./Scholl, A. (Hrsg): Paradoxien des Journalismus. Theorie – Empirie – Praxis. Wiesbaden, 679 – 694
- Pörksen, Bernhard (2006): Die Beobachtung des Beobachters. Eine Erkenntnistheorie der Journalistik. Konstanz
- Pöttker, Horst (2005): The News Pyramid and its Origin from the American Journalism in the 19th Century. A Professional Approach and an Empirical Inquiry. In Hover, S./Pöttker, H. (ed): Diffusion of News Paradigm 1850 – 2000. Göteborg, p. 51 -64
- Pöttker, Horst (2008): Öffentlichkeit als Sisyphusarbeit. Über unlösbare Widersprüche im Journalismus. In: Pörksen, B./Loosen, W./Scholl, A. (Hrsg): Paradoxien des Journalismus. Theorie – Empirie – Praxis. Wiesbaden, 63 – 80
- Rager, Günther (1994): Dimensionen der Qualität. Weg aus der allseitig offenen Richterskalen? In: Bentele, G./ Hesse, K.R. (Hrsg.): Publizistik in der Gesellschaft. Konstanz, 189 – 209
- Rühl, Manfred (1993): Kommunikation und Öffentlichkeit. Schlüsselbegriffe zur kommunikationswissenschaftlichen Rekonstruktion von Publizistik. In Bentele, G./Rühl, M. (Hrsg.): Theorien der öffentlichen Kommunikation. München
- Schudson, Michael (1978): Discovering the News. New York
- Weber, Max (1988): Politik als Beruf (1919). In: Gesammelte politische Schriften. Hrsg. Von Winckelmann, J.. Tübingen

Weischenberg, Siegfried/Malik, Maja/Scholl, Achim (2006): Die Souffleure der Mediengesellschaft. Report über die Journalisten in Deutschland. Konstanz

Weischenberg, Siegfried im Gespräch (2008) In: Pörksen, B./Loosen, W./Scholl, A. (Hrsg.): Paradoxien des Journalismus. Theorie – Empirie – Praxis, 721 - 742

Wilke, Jürgen (1983): Leitideen der Begründung der Pressefreiheit. In: Publizistik 28/4, 512 - 524